Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 550. **Mittwoch** den 28. Oktober 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 28. Oktober.

Zur Kaiserbegegnung in Wiesbaden.

Nachdem aus Petersburg Einzelheiten über die Kaiserbegegnung in Wiesbaden in die Oeffentlichkeit gelangt sind, braucht man sich in Berlin um so weniger in Schweigen zu hüllen, je augenfälliger es ist, daß die Petersburger Publizisten denn doch nicht ganz genau über das unterrichtet sind, was zwischen Darmstadt und der Reichshauptstadt sich ereignet hat. Wie wir von durchaus zuverlässiger Seite aus Berlin erfahren, ging die Anregung zu dem Wiesbadener Zusammentreffen vom Kaiser Nikolaus aus, der in Berlin wissen ließ, daß er Kaiser Wilhelm zu sehen wünschte. Selbstverständlich fand dieser Wunsch in Berlin die freundlichste Aufnahme und Kaiser Wilhelm brachte mit Rücksicht auf seine bevorstehende Anwesenheit in dem Darmstadt nahegelegenen Wiesbaden dieses als Ort der Zusammenkunft in Vorschlag. Der Zar erklärte sich hiermit gern einverstanden. Wenn aus Petersburg weiter gemeldet wird, es werde sich nach der Rückkehr des Grafen Lambsdorff aus Paris entscheiden, ob auch der russische Minister des Auswärtigen in Wiesbaden zugegen sein werde, so ist das nicht ganz zutreffend. Vielmehr ist die Anwesenheit des Grafen Lambsdorff in Wiesbaden bereits beschlossene Sache, und gleichzeitig mit diesem Beschlusse wurde von russischer Seite der Wunsch zu erkennen gegeben, daß auch Graf Bülow an der Kaiserbegegnung teilnehmen möge. Betreffs der politischen Bedeutung der bevorstehenden Kaiserzusammenkunft muß man davon ausgehen, daß es an und für sich durchaus natürlich erscheint, wenn Kaiser Nikolaus anläßlich seines längeren Verweilens auf deutschem Boden Kaiser Wilhelm zu sehen wünscht; es entspricht das nur dem persönlichen Verhältnis zwischen beiden Monarchen und den guten Beziehungen, die zwischen den zwei Reichen obwalten. Weitere politische Erörterungen bei Gelegenheit dieser Zusammenkunft anzustellen, wird man allerdings durch mancherlei Momente verlacht, welche Bedeutung aber diesen Erörterungen zukommen wird, hängt von der Beschaffenheit der russischen Anregungen ab. Russische Zeitungen sprechen bereits davon, daß in Wiesbaden der deutsch-russische Handelsvertrag gemäß russischen Wünschen besiegelt und ein Uebereinkommen gegen Japan geschlossen werden müsse. Solche Auffassung schießt jedenfalls über das Ziel hinaus. Wie Deutschland in der Handelsvertragsfrage keinen übereilten Abschluß nötig hat, so entspräche eine Kooperation Deutschlands mit Rußland wie die erwähnte nicht den deutschen Interessen. In Bezug auf die Mandschurei ist die Schnelligkeit, mit der Deutschland gegenüber seinem östlichen Nachbar seine uninteressierte Position erklärte, den Russen ungemein zu statten gekommen, weil damit die Teilnahme Deutschlands an diplomatischen Aktionen gegen Rußlands Bestrebungen in der Mandschurei fortfiel. Je wichtiger der Dienst ist, den Deutschland hierdurch Rußland geleistet hat, um so weniger Grund besteht für uns, im Sinne der Wünsche jener russischen Blätter Stellung zu nehmen.

Der Fall Dippold und die Zentrumspresse.

Die ultramontane Presse konnte es natürlich nicht lassen, den Fall Dippold-Koch für sich auszuschlachten. Zu diesem Zwecke stellte sie den sauberen Pädagogen als Opfer der Universitätsfreiheit hin und behauptete, er sei Bauernbündler gewesen. Dieser Coup, aus der Affäre etwas für die „gute Sache" herauszuwirtschaften, ist ihr aber herzlich schlecht bekommen. Denn die bauernbündlerische „Neue Bayer. Landesztg.", die sich offenbar über das Vorleben des verkommenen Hauslehrers genau informiert hat, kann nachweisen, daß Dippold grundverdorben zur Universität kam und daß der Ort, an welchem die Wandlung des anfangs viel versprechenden jungen Menschen sich vollzog, die klerikalen Seminare zu Bamberg und Münnerstadt waren. „Was er hier gesehen und gelernt, wir wollen es mit Nacht und Grauen bedecken", schreibt das Blatt und fährt dann, auf einen Vorfall anspielend, der sich vor Jahren an der unseres Wissens von Ordensleuten geleiteten letztgenannten geistlichen „Bildungsstätte" ereignete, fort: „Wer waren die Lehrmeister? Wenn man einen derselben, der ein ganzes Seminar und Gymnasium sittlich verpestet hat, straflos über die Grenze entkommen läßt, kann man dem Schüler und Opfer nicht die höchste Strafe zuerkennen." „Aus Reinlichkeitsgründen und gewissen Rücksichten wollen wir den Skandal nicht ärger machen, als er schon ist." — Wahrhaftig, ein böser Hereinfall der Kämpfer gegen die „Universitätsfreiheit"!

Die ungarische Krise.

Die „unwesentlichen Abänderungen" ihres militärischen Programms, zu welchem der neue ungarische Ministerpräsident Stefan Tisza die liberale Partei auffordert, betreffen den Passus über die Majestätsrechte, also gerade den Teil des Programms, der bisher das stärkste und zuletzt einzige Hindernis einer Verständigung zwischen Krone und Liberalismus gebildet hat. — Der § 11 des ungarischen Ausgleichsgesetzes hat folgenden Wortlaut:

„Infolge der verfassungsmäßigen Herrscherrechte Sr. Majestät in Betreff des Kriegswesens wird all das, was auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gesamten Armee, und somit auch des ungarischen Heeres, als eines ergänzenden Teiles der Gesamtarmee, Bezug hat, als der Verfügung Sr. Majestät zustehend anerkannt."

Hierzu wird der „Schlesischen Zeitung" aus Wien geschrieben: Die von dem Rennercomité der liberalen Partei diesem Paragraphen gegebene Interpretation geht dahin, daß die vorstehenden Reservatrechte des Königs bezüglich der Armee durch den parlamentarischen Einfluß des ungarischen Reichstages hinsichtlich ihrer Ausübung gewisse Einschränkungen erfahren könnten, daß also beispielsweise im Falle des Thronwechsels die ungarische Nation befugt sein sollte, diese Rechte in dem vom Thronfolger zu leistenden Verfassungseide zurückzunehmen, und zwar deshalb, weil sie angeblich ursprünglich dem ungarischen Reichstage zugestanden hätten und dieser sie der Krone nur zeitweise übertragen habe. Die Billigung des gegenwärtigen Wortlautes des militärischen Programms der Liberalen seitens des Kaisers wäre daher gleichbedeutend mit dem Verzicht auf eine Reihe von Kronrechten für seinen Nachfolger, und es ist deshalb sehr begreiflich, daß der Monarch die Anerkennung eines solchen Programms entschieden ablehnt. Graf Tisza will nun — und dies ist der „friedliche Weg" — versuchen, das Plenum der liberalen Partei zur Preisgebung jener Interpretation des § 11 zu bewegen, und hofft, so bei den Liberalen „Deckung" zu finden, d. h. auf liberaler Grundlage regieren und unter Vermeidung auch des „Scheins eines Konflikts" die Opposition zum Fallenlassen der Obstruktion bewegen zu können. — Der Führer der oppositionellen Gruppe in der liberalen Partei ist bekanntlich Graf Apponyi, der sich möglicherweise von dem Gros der Partei trennen wird. Darauf kann dieselbe es ankommen lassen, denn seit ihrem von Koloman Szell veranlaßten Eintritt in die Regierungspartei hat sie innerhalb derselben nur zersetzend gewirkt. — Graf Stefan Tisza, als ältester Sohn Koloman Tiszas im Jahre 1861 geboren, ist bereits im Jahre 1886 in das Abgeordnetenhaus eingetreten. Den Grafentitel erbte er von seinem Onkel Ludwig. Sein Name trug mehr als seine Befähigung dazu bei, ihm im parlamentarischen Leben Ungarns eine hervorragende Stellung zu sichern, zumal er nach dem Tode seines Vaters die Führerschaft der alten Anhänger Tiszas übernahm. Dagegen rühmt man ihm eine „starke Hand", beziehungsweise ein großes Maß von Rücksichtslosigkeit und Härte im politischen Kampfe nach. Beliebt ist er bei seiner Fraktion. Die Unabhängigkeitspartei haßt ihn als den Sohn seines Vaters, die Volkspartei als Calviner, von Julius Andrassy und dessen Fraktion trennen ihn persönliche Antipathien, und die Gegnerschaft zwischen Apponyi und der Familie Tisza ist sehr alten Datums. Zweifellos wird es dem Grafen Tisza gelingen, ein Kabinett zu bilden, und ebenso dürfte er auch den gesetzlosen Zustand beseitigen, da die Opposition heute hierzu bereit sein wird. Sie sieht nämlich ein, daß sie die Steuerverweigerungs-Kampagne nicht mehr weiter führen kann, und sähe es deshalb gerne, wenn der „Rechtsgrund" dieser Kampagne: der budgetlose Zustand, sobald als möglich beseitigt würde. Darüber hinaus läßt sich allerdings der Bestand des neuen Kabinetts nicht verbürgen.

Das Wachstum der Bevölkerung Frankreichs

bewegte sich auch im Jahre 1902 in den seit Jahrzehnten gewohnten, teils durch natürliche Verhältnisse, teils durch künstliche Beschränkung gezogenen engen Grenzen. Wenn der Geburtenüberschuß über die Sterbefälle mit 83 944 Geburten um 11 540 Geburtsfälle höher war als im Jahre 1901, so ist dieses scheinbar günstige Ergebnis auf Rechnung der erheblich verminderten Sterbefälle zu setzen. In Wirklichkeit ist die Geburtsziffer um 11 896, die Todesrate um 23 442 gegen die entsprechenden Zahlen des Vorjahres zurückgeblieben. Immerhin waren die beiden letzten Jahre, da sie einen Bevölkerungszuwachs von 10 bezw. 22 auf 10 000 Bewohner zeigten, wesentlich günstiger als der Durchschnitt des vorangegangenen Jahrzehntes, in dem für je 10 000 Einwohner die Zunahme nur 6 Personen betrug. Im Vergleich mit den meisten europäischen Kulturstaaten steht jedoch Frankreich trotz dieser in den letzten Jahren eingetretenen Besserung weit zurück. Für die Jahre 1896—1900 ergibt sich für Frankreich eine Vermehrung von je 10 000 Einwohnern um 13 Personen. Demgegenüber stieg die Einheit von 10 000 Einwohnern in Deutschland, das die relativ größte Bevölkerungszunahme besitzt, um 147, in Großbritannien und Oesterreich-Ungarn um je 116, in Italien um 110, in Belgien um 109 Personen. Das Verhältnis der Geburts- und Todesfälle war in den französischen Departements sehr verschieden. In 30 Departements, gegen 33 im Jahre 1901 und 55 im Jahre 1900, überstieg die Zahl der Todesfälle die Geburtsziffer. Nur 16 Departements, darunter Alpes-Maritimes, Bouches-du-Rhône, Pas-de-Calais usw., haben eine höhere Anzahl von Geburten als im Vorjahre geliefert; in 15 Departements, darunter Nord allein mit einem Mehr von 1523, war die Zahl der Sterbefälle größer als im Jahre 1901. An der Bevölkerungszunahme waren beteiligt Pas-de-Calais mit 1,2 Proz., Finistère mit 1,17 Proz., Vendée, Haute-Vienne und Morbihan mit je 0,8 Proz., Nord mit 0,75 Proz., Belfort, Landes, Lozère und Corrèze mit 0,7 bis 0,6 Proz. An der Bevölkerungsabnahme waren im wesentlichen beteiligt Orne mit 0,66 Proz., Lot-et-Garonne mit 0,55 Proz., Gers, Tarn-et-Garonne und Lot mit durchschnittlich 0,44 Proz., Haute-Garonne mit 0,37 Proz. usw. Die Zahl der Eheschließungen war im letzten Jahre um 8683 geringer als im Jahre 1901, das seit 1873 die höchste Zahl der ehelichen Verbindungen aufweist; der Rückgang betraf, abgesehen von den Departements Pyrénées-Orientales, Charente-Inférieure, Haute-Loire und Finistère, alle Departements ziemlich gleichmäßig. Anderseits ist die Zahl der Scheidungsfälle gegen das Vorjahr um 600 gestiegen. Von den 845 378 neben 40 218 Totgeburten lebend geborenen Kindern waren 431 246 Knaben und 414 132 Mädchen, also ein Ueberschuß der männlichen Geburten von 17 114, d. h. es kamen auf 1000 Neugeborene weiblichen 1041 Neugeborene männlichen Geschlechts. Von diesen Neugeborenen waren 74 071, also etwa jedes elfte Kind, unehelicher Abkunft. Im Gegensatze zu diesem Geburtsverhältnisse zeigte das weibliche Geschlecht eine höhere Lebenskraft, indem im Jahre 1902 von den 761 484 gestorbenen Personen 395 534 männlichen und 365 900 weiblichen Geschlechts waren.

Deutsches Reich.

□ **Berlin**, 27. Oktober. (Die Verbrüderung zwischen Zentrum und Demokratie in Baden.) Die badischen Demokraten haben seinerzeit ein Bündnis mit den beiden andern liberalen Parteien abgelehnt. Desto inniger schließen sie sich dem Zentrum an. Ein klassisches Zeugnis für diese Intimität war eine Versammlung, die vor einigen Tagen in Bruchsal zu Gunsten des demokratischen Landtagskandidaten Hoffmann stattfand. Zunächst bestand der größte Teil der Besucher aus Zentrumswählern. Dann trat als einer der Hauptredner der Stadtpfarrer Kunz auf, der der Kandidatur Hoffmann den Segen des Zentrums erteilte; Herr Kunz erntete für seine Ausführung den lebhaftesten Beifall der Versammlung, was ja nur natürlich war, denn die anwesenden Zentrumswähler jubelten ihrem Parteigenossen zu, die demokratischen Wähler aber drückten ihren Dank für die versprochene Wahlhilfe aus. Hätten die Demokraten das Bündnis mit den anderen liberalen Parteien abgelehnt, weil ihnen diese nicht radikal genug wären, und hätten sie infolgedessen beschlossen, selbständig vorzugehen, so hätte das hingehen mögen. Das

Feuilleton.

Das neue Modell.

24] Roman von Paul Oskar Höcker.
Nachdruck verboten.

Es ward neun, es ward zehn Uhr. Die Ungeduld der Wartenden stieg von Minute zu Minute.

In diesen Morgenstunden war der ungeduldigste und in seinen bangen Erwartungen gequälteste Einwohner von ganz Château-Lanney aber unstreitig Liselotte.

Und sie war vielleicht die einzige, die an das große Sportsereignis überhaupt nicht dachte.

In der Angst um den kleinen Kranken, an dessen Bett sie auf den versprochenen Besuch des Sanitätsrates wartete, hatte sie diese Sache zeitweise ganz vergessen.

Erst als sie, um nach dem Doktor auszuschauen, das Fenster des Nachbarzimmers öffnete, das nach der Straße zu lag, und als sie von hier aus die große Menschenmenge gewahrte, fiel ihr es wieder schwer aufs Herz.

Sie hörte Leute, die am Gartenzaun vorüberkamen, sich über die Durchfahrt unterhalten. Um 11 Uhr, so meinten die einen, könnten die ersten Wagen schon in Château-Lanney sein. Die andern bestritten es; vor Mittag sei nicht daran zu denken, behaupteten sie.

Wie sollte Liselotte es nun ermöglichen, unter diesen Umständen Marion zu begrüßen? Das Krankenzimmer wagte sie nicht zu verlassen, so lange der Sanitätsrat nicht dagewesen war und sie über den Zustand des Kleinen beruhigt hatte. Raouls Fieberemperatur hatte zwar in den Morgenstunden nachgelassen, nahm aber seit kurzem bedenklich zu. Dabei begann er auch wieder zu phantasieren.

Ihrer Mutter wollte Liselotte von Marions Durchfahrt überhaupt nichts sagen. Sie wußte sie im Hofzimmer neben der Küche mit der kleinen Edith beschäftigt. Mehrmals hatte sie nach den beiden gesehen. Edith hatte sich mit ihrem Puppenkram beim Lehnsessel der Großmama aufgebaut. Sie waren beide derart in ein Märchen vertieft, daß sie kaum nach ihr hinblickten, als sie sich in der Tür zeigte.

Für die Durchfahrt der Automobilwagen hatte die alte Frau Kerkhöot, als das Thema am Abend zuvor flüchtig aufs Tapet gekommen war, keinerlei Interesse gezeigt. Schon der zweimal alljährlich stattfindende Jahrmarkt mit seinem bunten Gewühl der Schaubuden, der Verkaufszelte und der sich rücksichtslos aneinander vorüberdrängenden Leute war ihr von jeher ein Greuel gewesen.

„Laßt mich aus mit dem neumodischen Zeug!" hatte sie entsetzt ausgerufen, als Liselotte ihr die im Abendblättchen abgedruckte Bekanntmachung des Landrats vorgelesen. „Mich bringen keine zehn Pferde aus meinem behaglichen Stübchen."

Es kostete Liselotte eine große Ueberwindung, der Mutter eine Komödie vorzuspielen. Von jeher war Marion deren Lieblingskind gewesen. Nun war es Liselotte nicht klar, ob die Betrübnis der Mutter, Marion so kurz nach Vaters Tod bei einem solchen Unternehmen zu wissen, größer sein würde, als der Schmerz, wenn sie nachher erführe, daß Marion durchs Städtchen gekommen war, ohne daß sie davon eine Ahnung gehabt hatte.

In steigender Nervosität begab sich Liselotte, nachdem sie Edith noch einmal äußerste Ruhe zur Pflicht gemacht hatte, in die Krankenstube zurück.

Raoul atmete schwer. Sein Puls ging stockend; in seinen großen Augen lag die Fieberglut. Seine Lippen waren dunkelrot und brüchig von der überstandenen Hitze.

Sie legte dem zuweilen leise und in heiserem Ton weinenden Kleinen Kompressen auf die Stirn. Für den Senfteigumschlag um den Hals hatte sie alles zurechtgelegt. Da ihr das schmerzliche Röcheln des kleinen Patienten in die Seele schnitt, war sie mehrmals versucht, ihn eigenhändig anzulegen. Der Doktor mußte ja aber doch jeden Augenblick hier eintreffen, er hatte sein Kommen bestimmt für zehn Uhr angesagt.

Von der Kirche schlug es halb elf, dreiviertel. Da endlich fuhr das Landwägelchen des Sanitätsrates vor.

Im Hausflur sprang ihm Edith fröhlich entgegen. Frau Kerkhöot folgte.

„Nun, alles gut hier?" fragte er.

Auf dem oberen Treppenabsatz bemerkte er Liselotte, sah deren bleiche, verstörte Miene. Sie machte eine hastig abwehrende Geste, deren Bedeutung er sofort verstand: Liselottens Mutter sollte nicht durch einen offenen Bericht über den Zustand des Kleinen in Aufregung gebracht werden. Einmal erforderte ihre eigene Gesundheit diese Schonung; dann wäre aber auch ihre Nervosität, ihr unpraktisches, unbehülfliches Wesen bei der Behandlung des kleinen Patienten nur lästig gefallen.

„Ah, da ist Fräulein Liselotte und winkt mir schon ganz vergnügt zu", sagte er, sich kurz von dem Paare abwendend.

Edith wollte auf die Tante losstürmen. Der Doktor brachte die Ausreißerin aber rasch und ziemlich energisch der Großmama zurück.

„Liebste Frau Kerkhöot, tun Sie mir den einzigen Gefallen, und bleiben Sie mit dem Mädel hier unten. Wie es scheint, geht oben ja alles nach Wunsch; aber Ruhe im Haus ist dringend erforderlich, sonst verliert man am Ende den Kopf. Es ist heute so schon alles außer Rand und Band in Château-Lanney. Diese gräßliche Rennerei rund um die Stadt herum! — Es war mit meinem alten Gaul Methusalem kein Vorwärtskommen, sonst wäre ich schon längst wieder hier gewesen."

Nach einem kurzen, ausgelassenen Sichhaschenlassen, womit Edith die gutmütig polternd hinter ihr herhumpelnde Großmama neckte, verschwand das Paar wieder in der kleinen Eckstube, die im Erdgeschoß lag.

Wenige Sekunden später stand der Doktor droben am Krankenbett.

„Ist ja nicht so schlimm, liebes Fräulein Liselotte, ist ja nicht so schlimm!" suchte er sie zu beschwichtigen.

Aber seine ernste Miene strafte das, was er sagte, Lügen.

„Herr Sanitätsrat", stieß Liselotte stammelnd aus, indem sie den Doktor entsetzt anstarrte, „es ist doch nicht etwa Diphtheritis?"

„Ei, warum nicht gar. Aber 'ne nichtswürdige Bräune. Ich habe mich verspätet. Dieses verflixte Gedränge auf der Chaussee."

Er lief selbst nach der Küche, um Wasser zu bestellen.

„Setzen Sie sich doch ruhig hin, Kind", zankte er Liselotte aus, die ihm fast wankend folgte. „Das Mädchen kann mir ja alles bringen, was ich brauche. Sie sollen sich nicht so aufregen, zum Geier."

Aber die Magd war nicht zu finden. Zweifellos hatte der allgemeine Trubel des Sportfiebers auch sie erfaßt und sie war auf die Straße gelaufen.

Der kleine Patient erkannte den Doktor für ein paar Sekunden. Er lächelte ihn schmerzlich an, dann erlosch sein Blick wieder. Den Mund vermochte er kaum einen Finger breit zu öffnen. Die Mandelgeschwulst hatte sich bedeutend verschlimmert. Wenn der Kleine schluckte, so verzog sich sein Gesicht so schmerzhaft, daß sich Liselotte das Herz zusammenkrampfte.

„Bitte, sagen Sie mir ehrlich", begann sie wieder, „wie es um ihn steht. Sie dürfen mich nicht schonen wollen."

„Sie sollen still sein, Fräulein Liselotte, und sich nicht den Kopf heiß machen."

„Herr Sanitätsrat, ich habe eine große Verantwortung. Sie wissen nicht, was sich in dieser Stunde abspielt."

„Abspielt, wo, was?"

„Da draußen auf der Straße."

„Ei, das weiß ich ganz genau; es ist der größte Unfug, den ich seit langer Zeit erlebt habe. Aber was geht der uns an?"

Liselotte hatte die Hände krampfhaft ineinander gepreßt. „An dem Rennen, Herr Doktor, ist jemand beteiligt, dessen Anwesenheit hier unter Umständen dringend erforderlich wäre — für den Fall wenigstens, daß Raouls Zustand gefährlich ist."

„Gefährlich, ja, mein Gott, gefährlich ist so ein Anfall selbstverständlich. Aber wenn der Arzt eingreift, dann hat es keine Gefahr mehr."

„Es hört sich manchmal an, als wäre der Kranke am Ersticken."

„Ei Donner, ersticken wird er schon nicht. Darum öffnet man eben die Geschwulst. Sie brauchen sich also nicht aufzuregen, Fräulein Liselotte."

Liselotte atmete tief auf. „Herr Sanitätsrat, ich halte es unter Umständen für meine Pflicht —"

„Schwerebrett, heraus endlich mit der Sprache. Sie sind mir ja ganz verwandelt, Kind, gar nicht mehr wiederzuerkennen. Was gibt es denn bloß?"

„Raouls Mutter ist nicht mehr weit von Château-Lanney."

„Sie — haben sie benachrichtigt?"

„Ich schrieb ihr, als Raouls Zustand noch nicht weiter besorgniserregend war. Gestern benachrichtigte ich sie von der Verschlimmerung. Der Brief ist aber wohl erst in dieser Stunde in Paris, und sie hat ihn kaum mehr erhalten. Denn sie hat Paris bereits heute nacht verlassen."

„Heute nacht? Zu derselben Zeit, zu der die — die Automobilisten die Fahrt angetreten haben?"

„Ja, sie — sie macht selbst — das Rennen mit."

„Potzblitz!" Der Sanitätsrat sah sie mit großen Augen an.

„Und sie muß also in der nächsten Stunde hier durchkommen."

Unwillkürlich war der Doktor zum Fenster getreten.

SLUB
Wir führen Wissen.